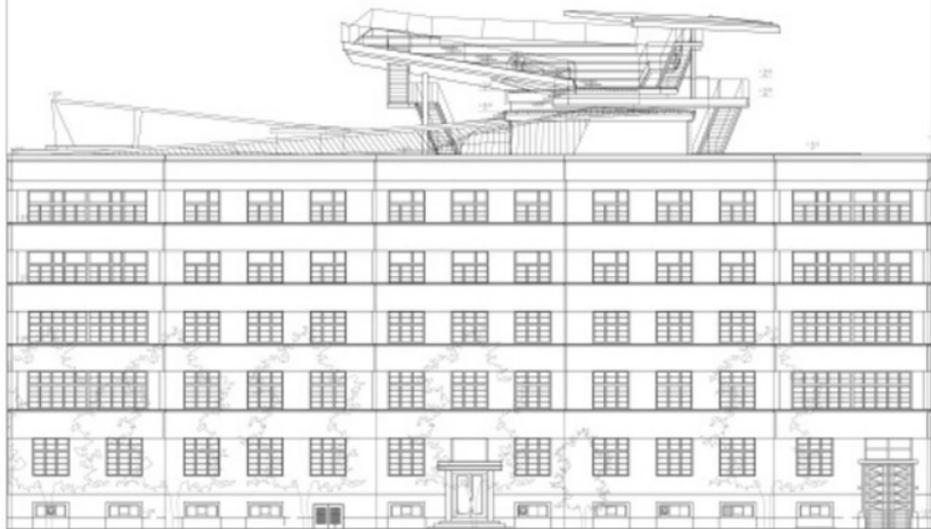


Peter Sellars | Gerald Bast | Christian Reder | Willi Resetarits | Hrsg.

Kosmopolitische Impulse

Das Integrationshaus in Wien



SpringerWienNewYork *edition: angewandte*

»Wir wollen anstiften, etwas zu tun«

Karsten Plog von der BürgerStiftung Hamburg
im Gespräch mit Christian Reder



CHRISTIAN REDER Die BürgerStiftung Hamburg* versteht sich als „eine Gemeinschaftsstiftung – von Bürgern für Bürger“. Sie will, so der exponiert zivilgesellschaftliche Anspruch, „Gesellschaft selbst gestalten“, also im Rahmen sinnvoller Sozialprojekte private Initiativen ermöglichen, Defizite ausgleichen und integrativ wirken. In Österreich wurden zwar seit dem Stiftungsgesetz von 1993 mehr als 3.000 Stiftungen eingerichtet, nur macht sich kaum eine durch kontinuierliches soziales Engagement bemerkbar. Es sind primär Vermögensverwaltungen – was sich doch als Ausdruck durchaus signifikanter kultureller Unterschiede interpretieren lässt, von denen sonst nur in anderen Zusammenhängen die Rede ist?

KARSTEN PLOG Allein in Hamburg gibt es wegen seiner langen Stiftertradition mehr als 1.000 unterschiedlichste Stiftungen. Hamburg war immer eine Bürgerstadt und

Karsten Plog ist Journalist, Mitbegründer und Vorstandsmitglied der BürgerStiftung Hamburg

* www.buergerstiftung-hamburg.de

ist mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von 45.000 Euro die reichste Stadt Deutschlands und, neben München, jene mit den meisten Millionären. Zugleich leben 52.000 Menschen in Armut, fast doppelt so viele wie im Durchschnitt des gesamten Bundesgebietes. Es ist also nahe liegend, gewissermaßen zwingend, dass sich unsere Stiftung auf die von Armut besonders betroffenen Stadtteile konzentriert. Dort lebt ein Fünftel der Bevölkerung, mehr als 20 Prozent davon sind Migrantinnen und Migranten. Daher geht es in unseren Projekten hauptsächlich um ein Ermöglichen, um Aktivitätsangebote, um Chancen.

CHRISTIAN REDER Ist die Arbeit der BürgerStiftung ausdrücklich auf die Stadt Hamburg konzentriert?

KARSTEN PLOG Ja, unser Stiftungszweck bestimmt das so, als bürgernahe Konzeption. Vorbild sind die angelsächsischen Community Foundations, die von – meist ehrenamtlich arbeitenden – Bürgerinnen und Bürgern getragen werden, nicht von einzelnen Unternehmen, Familien oder Mäzenen. Es gibt zwar reiche Leute, die uns unterstützen, wir sind aber vor allem eine Initiative des sozial engagierten Mittelstandes, die Möglichkeiten bietet, sich für eine gewisse Zeit sinnvoll zu engagieren, ob finanziell oder durch Mitarbeit. Heute gehört die seit zehn Jahren bestehende BürgerStiftung Hamburg zu den erfolgreichsten und wohl auch drei größten ihrer Art in Deutschland. Der ehrenamtliche Vorstand, dem ich angehöre, konzentriert sich auf Fundraising, die Projektauswahl und Controlling. Frühere seiner Agenden gehen zunehmend auf die Geschäftsführung und die nunmehr neu eingerichteten Abteilungen für Projekte, Fundraising

und PR über. Mit 250 ehrenamtlich Tätigen und 8 angestellten, unter zahlreichen Bewerbungen ausgesuchten Teilzeitkräften betreuen wir derzeit 45 geförderte Projekte mit etwa 4.500 Kindern und Jugendlichen in sozial benachteiligten Stadtteilen. Wir kooperieren dabei sowohl mit ansprechbaren Unternehmen als auch mit der Stadtverwaltung, mit Schulen, mit Sozialämtern. Finanziell ist ein solcher Umfang weitgehend gesichert.

CHRISTIAN REDER Um für Projektprogramme zum Beispiel 300.000 Euro pro Jahr ausschütten zu können, ohne das Stiftungskapital anzugreifen, sind aber doch bei vorsichtig gerechneten 3 Prozent Verzinsung 10 Millionen Euro Kapital erforderlich – astronomische Summen, die etwa in Wien für solche Initiativen kaum denkbar sind. Es gab zwar derartige Traditionen, aber im Sponsoring-Theater der Events haben sie deutlich an Kontur und Substanz verloren, trotz vieler Spendenmillionen, die über TV-Shows abgeschöpft werden.

KARSTEN PLOG Wir können derzeit 400.000 bis 500.000 Euro pro Jahr ausgeben. Unser Eigenkapital liegt gegenwärtig bei rund 1,3 Millionen Euro. Zusammen mit den von uns verwalteten acht Treuhandstiftungen, die ähnliche oder die gleichen Zwecke verfolgen wie wir, haben wir insgesamt 9 Millionen Euro als gebundenen Rückhalt. Um unser Planbudget zu finanzieren, brauchen wir allerdings zusätzlich Spenden in beträchtlichem Umfang. In der gegenwärtigen Finanz- und Anlagenkrise gingen sie deutlich zurück. Nur durch eine Erbschaft konnten wir das ausgleichen. Solche Werte zeigen, was aus ursprünglich 50.000 DM (25.000 Euro) Startkapital, das im Jahr 1999 von 14 Hamburgerinnen und Hamburgern aufgebracht worden war, alles entstehen kann.

CHRISTIAN REDER Eine eurer Startmotivationen war, gegen fremdenfeindliche Stimmungen aufzutreten und durch Projektangebote Brücken zu bauen. Integration lässt sich aber doch letztlich kaum nachhaltig ‚von außen‘ forcieren,

wenn so vieles andere dagegen steht? Wie geht Ihr da vor?

KARSTEN PLOG Punktuelle Impulse zur Eingliederung von Migranten in die hiesige Gesellschaft wären zu wenig. Angesichts wachsender sozialer Spannungen muss Integration weiter gefasst werden, nämlich als Versuch, Spaltungen einzugrenzen und Benachteiligten neue Chancen zu eröffnen, damit sie die Gesellschaft stärker mitgestalten können. Sich nur für Menschen mit Migrationshintergrund einzusetzen, reicht nicht, auch ihre längst hier ansässigen Nachbarn müssten sich beteiligt fühlen. Deswegen geht es uns nicht so sehr um ein Fördern von Einzelpersonen, sondern darum, gemeinsame Interessen erkennbar zu machen. Nur so können sich rudimentäre Solidaritätsnetzwerke herausbilden. Indem wir auf überschaubare soziale Einheiten setzen, gerät Integration als etwas Machbares in den Blick, das alle Menschen in einer bestimmten Umgebung angeht. Lokales Zusammenwirken zu fördern, die Ermunterung, sich gegen Ungerechtigkeit zu wehren, etwas selbst hinzukriegen, wurde für uns immer wichtiger. So werden auch Ergebnisse greifbarer.

CHRISTIAN REDER Lässt sich eine solche Aktivierung unmittelbar über Kinder- und Jugendarbeit erreichen?

KARSTEN PLOG Ein ursprünglicher Ansatz war, gegen Gewalt vorzubeugen. Wir haben aber bald erkannt, dass das zu eng ist. Daher konzentrieren wir uns heute stärker auf Quartiere – ganze Stadtteile mit 200.000 Einwohnern wären zu groß –, wo es vielleicht drei, vier Schulen, zwei Kindertagesstätten, zwei Häuser der Jugend gibt und bieten dort Programme an, möglichst unmittelbar an lokalen Bedürfnissen orientiert. Mobilisierung ist nur zu erreichen, wenn auf Vorstellungen und Wünsche reagiert wird.

CHRISTIAN REDER Rückblickend gesehen: Was waren die wirkungsvollsten Projekte, bei denen sich Erfolge inzwischen tatsächlich abschätzen lassen?

KARSTEN PLOG Unser Taekwondo-Projekt zum Beispiel hat definitiv Verhalten geändert, weil dieser koreanische Kampfsport Ausdruck einer eigenen Philosophie für Körper und Geist und sehr auf Disziplin aber auch auf Meditation ausgerichtet ist. Aufgebaut hat es ein afghanischer Taekwondo-Meister. Ursprünglich beim Sicherheitsdienst eines Kaufhauses beschäftigt, sollte er in seinem Revier Jugendliche unter Kontrolle halten, die immer wieder Zerstörungen anrichteten. Schließlich bot er von sich aus an, mit ihnen eine Taekwondo-Gruppe zu bilden, um solche Energien umzulenken. Das haben wir gefördert. Keiner der bis zu 80 Teilnehmenden – hauptsächlich Türken, Kurden, Afghanen und Balkannationalitäten – ist wieder straffällig geworden, und das wurde auch in der Umgebung bis hin zur Polizei sehr positiv registriert. Ähnlich erfreulich verlief ein Trommel-Projekt mit aus Osteuropa stammenden Jugendlichen, die sich trafen, um auf Schrottteilen wild zu trommeln. Manche von ihnen hingen herum, besuchten nur noch widerwillig die Schule, wenn überhaupt. Ein von der Spontaneität dieses Trommelns begeisterter Jazzmusiker bildete mit ihnen eine Musikband. Nach fünf Jahren und dem Gewinn mehrerer Preise machte sich die Gruppe, geführt von einem Mädchen, selbstständig. Es vertrug sich mit ihrem Selbstbewusstsein nicht mehr, noch länger als gefördertes Sozialprojekt zu agieren. Von ihren ersten Einnahmen zahlten sie sogar freiwillig einen kleinen Teil der Ausbildungskosten zurück, als symbolischen Dank für diese Starthilfe.

CHRISTIAN REDER Wie haben sich solche Erfahrungen auf eure eigenen Integrationsvorstellungen ausgewirkt?

KARSTEN PLOG Anfangs wollten wir, wie gesagt, Angebote liefern, damit Zugewanderte lernen, gewaltfrei in unse-

rer Gesellschaft zu leben. Wir wollten ihr Selbstbewusstsein stärken, damit sie das, was sie selbst können, einbringen. Inzwischen sehen wir, dass in den Stadtteilen mit hohem Migrantenanteil sehr ähnliche Probleme existieren, die wenig mit kulturell begründbaren Differenzen zu tun haben. Kernpunkt ist eindeutig die Armut. Alle Seiten sind davon betroffen, Migranten genauso wie alleinerziehende Mütter oder Hartz-IV-Empfänger. Deswegen geht es uns verstärkt um ein Anregen von Solidarität, um das Lernen, die eigenen Interessen zu vertreten. Um früher anzusetzen, haben wir unsere Projektangebote auf Kleinkinder ausgeweitet, speziell um überforderte Mütter zu entlasten und die schulische Vorbereitung anzureichern. Wir entwickeln – in Kooperation mit dem Kinderschutzbund und der Sozialbehörde – Lernprogramme für ganze Familien, um direkt mit den Kindertagesstätten zusammenarbeiten zu können. Es gibt immer mehr Ganztagschulen und ihnen bieten wir Projekte an, weil diese selbst kaum Personal für spezielle Initiativen haben. Wir bezahlen geschulte Betreuungskräfte. Das soll den Staat nicht von seiner Verantwortung befreien, ihm vielmehr demonstrieren, was notwendig wäre und wofür er selbst langfristig zu sorgen hätte.

CHRISTIAN REDER Damit sind wir beim Dilemma alles Karitativen: Zu viel Privates vermittelt den Eindruck, dass sich die öffentliche Hand, wie es so schön heißt, durchaus noch weiter zurückziehen könnte. In Krisenzeiten verschärft sich diese Diskrepanz.

KARSTEN PLOG Bestimmte Angebote gibt es von staatlicher Seite einfach nicht, schon des Personals wegen. Lehrerinnen und Lehrer haben vielfach nicht gelernt, was sozialpädagogisch Geschulte einbringen können, die noch dazu viel schlechter bezahlt sind. Wer denkt auf staatlicher Seite schon an Künstler? Wir aber sehen in unseren Projekten ständig, dass Künstler und Künstlerinnen sehr oft einen außergewöhnlich guten Einfluss

auf Kinder haben, mit ihnen sehr gut umgehen können und rasch anerkannt werden. Über Malen, Zeichnen, Musik, Tanz entwickeln sich bei entsprechend offener Einstellung oft höchst lebendige Konstellationen. Mode wird wichtig genommen. Künstler brauchen die eingeübten Sanktionssysteme von Lehrern nicht, geben keine Fünf. Gelingt etwas nicht, wird das akzeptiert, als momentane Möglichkeit, nicht als Versagen. Weil die soziale Benachteiligung in den Schulen dramatische Ausmaße annimmt, ist sie einer unserer Schwerpunkte. Außerhalb der von Armut geprägten Bezirke ist die Chance, dass Kinder weiterbildende Schulen besuchen können, dreimal höher. In manchen Schulen beträgt der Migrantenanteil bereits 90 Prozent, weil die dort länger ansässigen Deutschen aus der Umgebung weggezogen sind. Ohne Hauptschulabschluss, ohne formale Empfehlung ins Gymnasium, wird es auf dem Arbeitsmarkt extrem schwierig. Das merken die Jugendlichen und beteiligen sich oft kaum noch am Unterricht. Bei unseren Angeboten aber machen sie sehr oft mit.

CHRISTIAN REDER Auch der Dritte-Welt-Slogan ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ greift doch nur, wenn sich – wenigstens allmählich – an den Strukturen und Wahlmöglichkeiten etwas ändert?

KARSTEN PLOG Wir machen ausdrücklich keine Charity, keine bloße Wohltätigkeit der guten Taten, sondern wir fordern, indem wir Chancen schaffen. Wir prüfen und evaluieren das auch, teilweise in Kooperation mit Hochschulen. Wir wollen wissen, was herauskommt, im Unterricht, im Sport, im Verhalten. Selbstständigkeit soll bestärkt werden. Es darf keine Abhängigkeit von der Stiftung entstehen.

CHRISTIAN REDER Mit Eltern in kooperative Kontakte zu treten ist offenbar schwieriger. Wie ist an sie heranzukommen?

KARSTEN PLOG Über Kinder und Jugendliche gelingt es eher, denn viele Migrantenfamilien sind von ganz anderen Kultur- und Bildungsvorstellungen geprägt. Lesen, Schreiben, Rechnen spielen zu Hause oft kaum eine Rolle. In unsere Lesegruppen kommen die Kinder aber sehr gern. So lernen sie leichter Deutsch, sprechen es oft bald besser als ihre Eltern, teilnehmende Mütter lernen mit. Etwa 200 Freiwillige stellen sich, von uns organisiert, für die Lesegruppen zur Verfügung. Schulen haben dafür gar keine Zeit, sie müssen ihr Pensum machen und sehen das auch nie als ihre Aufgabe an. 43 Prozent von Hamburgs Kindern, so eine Untersuchung, ist nie vorgelesen worden. In solchen Lücken werden eben wir tätig.

CHRISTIAN REDER Wo bereiten die ständig betonten kulturellen Unterschiede tatsächlich Schwierigkeiten?

KARSTEN PLOG In unseren Projekten sind etwa fünfzig Nationalitäten vertreten. Sehr oft beteiligen sich inzwischen Einheimische. Russlanddeutsche hatten es nicht leichter als andere. An türkischen Familien fällt auf, dass sie sich bei Veranstaltungen eher absondern, kaum Kontakte zu anderen suchen, aber verallgemeinern lässt sich das nicht. Trotz der Kriege auf dem Balkan, so mein Eindruck, fällt der Austausch unter von dort kommenden Nationalitäten leichter. Auch ‚der Islam‘ wirkt unter Jugendlichen keineswegs entzweiend. Wir haben Projekte, in denen Mädchen mit Kopftüchern wild herumturnen. Wenn bei uns überall das Kreuz hängt, können wir ihnen doch Kopftücher nicht verbieten. Jedenfalls erleben wir ständig, wie gut Kinder aus sehr verschiedenen Kulturen miteinander auskommen. Unter ihnen ist es bisher nie zu signifikanten Spannungen gekommen. In unseren Fußballmannschaften geht es so multikulturell zu wie bei den bewunderten Profis. Welche Unterschiede sollten, abgesehen vielleicht von der Spieltechnik, auch bemerkbar werden? In der Breakdance-Gruppe kommen praktisch alle aus verschiedenen Nationen. Es zeigt sich ständig, dass bei den Kindern noch gar nicht

da ist, was sich dann bei den Heranwachsenden und den Eltern vielleicht als Ressentiment bemerkbar macht.

CHRISTIAN REDER Formiert sich da ein Reformansätze entwickelnder, liberaler, urbaner, unabhängiger Bürgersinn neu, ohne dass er sich eindeutig zwischen Links-und-Rechts-der-Mitte-Szenarien positionieren müsste? In Österreich jedenfalls wird Bürgerliches stereotyp zum rechten Lager gerechnet, vielfach sogar einschließlich dessen rechtsextremen Randes.

KARSTEN PLOG Die in der Stiftung vertretenen politischen Prägungen sind durchaus unterschiedlich, aber es gibt einen Grundkonsens. Noch vor zwanzig Jahren hätten viele von uns nie an gemeinsame Aktivitäten gedacht, weil sich die politischen Ansichten viel krasser unterschieden. Nun zeigt sich, dass wir, gewissermaßen pragmatischer geworden, trotz abweichender politischer Positionen kooperieren können und beachtliche Ergebnisse erzielen. Aus der ganz linken Ecke hat es immer geheißen, zuerst müssten die Verhältnisse geändert werden. Eine solche, alles hier und jetzt Gestaltbare blockierende Position wäre mit unserer Arbeit nicht vereinbar. Die verbindende Einsicht ist: Wir können etwas tun und daher sollten wir es tun. Als Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt wollen wir verantwortlich handeln, ohne uns von irgendwelchen Parteien als ‚bürgerlich‘ vereinnahmen zu lassen. Dass damit – und krasser noch in Österreich – meist das Feld Rechts-der-Mitte gemeint ist, als Abgrenzung von Links, so als ob die SPD oder die SPÖ unbürgerlich wären, ist ein propagandistischer Unsinn. Wir, als Bürgerstiftung, würden uns jedenfalls wehren, wenn politische Parteien uns und unseren Begriff von ‚Bürger‘ für sich besetzen wollten. Weder eher links noch eher rechts Stehende, die bei uns vertreten sind, würden einander ihr Bürgertum absprechen.

CHRISTIAN REDER Eine solche unabhängige Distanz hat in Österreich kaum Rückhalt. Aber auch im innenpoliti-

schen Klima Hamburgs gab es heftige Turbulenzen. Jahrzehntlang wurde die Stadt von der SPD regiert, nun hat die CDU – mit den Grünen als Koalitionspartner – das Sagen. Wie wird öffentlich auf die Aktivitäten eurer Stiftung reagiert?

KARSTEN PLOG Sehr positiv. Andere große Stiftungen unterstützen uns mit Ratschlägen und Personal, im Rathaus sind wir mit einer Ehrentafel verewigt, der Bürgermeister kommt zu den großen Veranstaltungen. Auch mit den Behörden haben sich gute Kontakte entwickelt. Unsere Anregungen werden ernst genommen – als innovative Beratung. Geschätzt wird, dass wir zuerst immer danach fragen, was wir tun können und wo ein Interesse besteht, sich zu beteiligen, und dass wir Projektanträge sorgfältig beurteilen. Das ist das Entscheidende. Jahr für Jahr kommen mehr als hundert Anträge herein, von Leuten, die etwas angehen wollen und dafür Mittel brauchen. Das nehmen wir sehr ernst, sprechen mit den Antragstellern, sondieren in der Umgebung, befragen potenzielle Nutznießer. Es soll auch nicht eine Jagd auf Spender, die vieles in Verruf gebracht hat, begünstigt werden. Mit unserem Stiftungsvermögen sind wir eines hoffentlich nicht mehr fernen Tages viel weniger von Spenden abhängig, als es in den vergangenen Jahren noch der Fall war. Wir haben kaum monatliche Beiträge. Spenden unter 150 Euro sind selten. Für Erbschaften seriöse Angebote zu machen, ist ein wichtiges Gebiet, um unabhängiger von Krisen zu werden. Für Menschen ohne Kinder kann das durchaus interessant sein. Wir wollen anstiften, etwas zu tun. Hamburgs Stiftertradition – ob bezogen auf Soziales oder Kultur – hat sich ausgebildet, weil in dieser Stadt der ‚Pfeffersäcke‘, wie es immer wieder geheißen hat, auch genügend Menschen etwas über den blanken Kommerz Hinausweisendes initiiert haben. Einen Teil seines Geldes zu stiften, gilt weithin als etwas Normales, ist Ausdruck von Selbstbewusstsein.

CHRISTIAN REDER In Wien ist die ständig geschürte fremdenfeindliche Stimmung ein bedrückendes Moment. Gegenpositionen zeigen wenig Wirkung. Asylsuchende und Migranten werden permanent als Bedrohung hingestellt. Hat sich in der Hafenstadt Hamburg – über die übrigens zwischen 1850 und 1934 etwa fünf Millionen Emigranten Europa verlassen haben, wie das Auswanderermuseum ‚Ballinstadt‘ bewusst macht – mehr von ihrer liberalen Weltoffenheit erhalten? In der Hafensstraße steht auf einer Hauswand in riesigen Lettern protestierend: „kein mensch ist illegal“.

KARSTEN PLOG Negative Medienberichte heizen das auch bei uns immer wieder an. Ganze Stadtviertel werden stigmatisiert. Deswegen benutzen wir für sie auch nicht mehr Begriffe wie ‚Problemviertel‘ oder ‚Brennpunkte‘, weil wir gerade dort so viel Interesse an unseren Initiativen erfahren und Unterstützung erhalten. Hamburgs scharfe Asylpolitik ist ein spezielles Thema. Die Ausländerbehörde ging stets sehr rigoros mit Asylsuchenden um, war stolz auf hohe Abschiebungszahlen. Als plötzlich hunderte Afghanen abgeschoben werden sollten, gab es heftige Proteste und einen politischen Rückzieher. Weil von Hamburg aus der September-11-Terror vorbereitet wurde, wird vieles genauer beobachtet. Schon wegen der in ganz Deutschland deutlich gesunkenen Zahl von Asylwerbern lassen sich mit Anfeindungen gegen sie jedoch derzeit keine politischen Debatten mehr führen und auch keine Wahlen mehr gewinnen. Für besonders prekäre Fälle setzt sich etwa die ‚Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte‘* ein, durch mediale Unterstützung, Reise- und Aufenthaltskosten oder Stipendien. Generell ist die Einbürgerung etwas erleichtert worden. Es gibt zwar jetzt diesen blödsinnigen Aufnahmetest, den können aber praktisch alle schaffen.

CHRISTIAN REDER Ohne Eingehen auf Migration und Integration fehlt es an jedem Verständnis für Urbanität. Vieles geschieht ohnedies, wie abweisend die Barrieren auch

sein mögen. Sich dem zu stellen, überlässt nicht alles der Politik. Ist es also ‚eigenmächtige‘ Mitarbeit an gesellschaftlichen Perspektiven?

KARSTEN PLOG Wir werden erleben, dass weit mehr als 50 Prozent aller Kinder aus Migrationsfamilien kommen. Diese Kinder sind unser aller Nachwuchs! Deswegen wird man über Migration völlig anders denken müssen. Diese Kinder sind diejenigen, die einmal die Arbeitsbevölkerung prägen und Steuern zahlen. Sie sind Deutsche, in eurem Fall Österreicher. Für viele ist das noch schwer zu verstehen, nur läuft es längst so. Es gibt zwar immer noch viele Sozialfälle darunter, doch findet erfolgreiche Integration überall statt, im Geschäftsleben, in den Medien, im Sport. Namen machen das erkennbarer als Äußerlichkeiten. Dem wird viel zuwenig Aufmerksamkeit geschenkt. Integration kann doch nicht heißen, sich zu unterwerfen. Wenn Zuwanderer etwas mitbringen sollen, muss ihnen ein aktives Leben möglich sein. Das ist auch unser Stiftungsansatz: Kindern und Jugendlichen Halt und Bildung vermitteln, Möglichkeiten eröffnen, Solidarität bestärken. In unseren Projekten ist für viele sehr viel zu tun, lässt sich manches davon einüben, bisweilen über einige Jahre hinweg. Das aktiviert und eröffnet Perspektiven. Nach Jahren als Journalist arbeite ich dafür sehr gerne.

* www.hamburger-stiftung.de